

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 267.

Donnerstag, 29. September

1932.



ABENTEUER UM BRIGITTE

Roman von Marlise Sonneborn



25. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Wenige Stunden später, als eben das Licht des neuen Tages heraufdämmerte, gelang es Brigitte, die — man mache es sich klar — diese ganze Zeit in dem engen, dunklen — geräuschlosen Gelaß zugebracht hatte, in jenes kleine Zimmer des Turmes, zu dem man keinen Eingang kannte, einzudringen.

Sie hatte sich auf das Ruhebett geworfen und stundenlang tief und traumlos geschlafen.

Erst als ihr Schlummer leichter wurde und sich dem Erwachen entgegenneigte, kam ihr ein Traum.

Es war ein seltsamer Traum, über dessen Eigenart sie sich erst viel später klar wurde.

Sie sah sich in eben dem kleinen, rechteckigen Zimmer, das sie vor kurzem betreten. Sie sah es, wie es wirklich war, obwohl sie es vor dem Einschlafen kaum recht wahrgenommen:

Ein Ruhebett, mit kostbarer Brokatbede belegt, an der einen Wand ... neben ihm ein schmales Gueridon aus tiefdunklem Mahagoni, mit Perlmuttereinslagen. Gegenüber an der Wand ein „Sekretär“, eine Art Schreibtisch, mit Schrank und Kommode verbunden — ein paar Porträts an den Wänden ... anscheinend Kunstwerke von Wert — und an der dritten Seite — unter dem schmalen, sehr hoch angebrachten Fenster — ein Tisch, aus einfachem, unpoliertem Holz, mit allerlei Schriftstücken bedeckt.

Ihr gegenüber, am Sekretär, stand ein zierliches Männchen; es schien fast ein wenig eingetrodnet und gar nicht recht lebendig.

Brigitte kam ein Lachen an, aber sie bezwang sich, denn sie sah, daß er sie aufmerksam beobachtete.

„Wachen Sie?“ fragte es mit rücksichtsvoll gedämpfter Stimme.

Brigitte träumte, daß sie sich aufrichtete und die Augen rieb.

„Ja!“ sagte sie im Traum. „Ich wache! Und mit wem habe ich die Ehre?“

„Ich bin der Herzog von Arles!“

„Oh!“ sagte Brigitte und sah das sich höflich verneigende Männchen erkannt an. „Und Sie haben die ganzen Jahre hier in diesem kleinen Zimmer allein gelebt?“

„O nein!“ erwiderte er mit seiner angenehmen Stimme und lächelte freundlich, aber nicht ohne Melancholie. „Ich habe dies Zimmer auch erst nach meinem Tode entdeckt. Ich gehe durch das ganze Schloß — und habe Sie, liebes Kind, oft genug in Ihrem schönen Himmelbett schlafen sehen. Es ist das Bett meiner Frau!“

„Oh!“ machte Brigitte betroffen.

„Ich bin seit dreißig Jahren tot“, fuhr das Männchen mit leichtem Vorwurf in der Stimme fort, „und sehne mich nach Ruhe.“

„Bitte, legen Sie sich!“ machte Brigitte bestürzt und versuchte sich zu erheben — was an einer bleiernen Müdigkeit ihrer Glieder scheiterte. „Ich will Sie nicht stören!“

„Es handelt sich nicht darum. Aber dies Gemach birgt eine alte Schuld. Und ich — als der Letzte unseres Geschlechts — möchte föhnen.“

„Wenn ich Ihnen behilflich sein kann!“ erwiderte Brigitte gefällig.

„Sie gehören ja auch zur Familie!“

Er deutete auf das Medaillon.

„O das — das ist gewiß eine Fälschung.“

„Nein, es ist echt. Die Mechanik funktioniert. Drücken Sie nur auf den Solitär. Ich war sehr überrascht, als ich es neulich an Ihrem Halse sah. Es hat mir viel Mühe gekostet, Sie hier hereinzuloden.“

„Oh — Sie waren das?“ fragte Brigitte interessiert.

„Ich bitte um Verzeihung. Aber — was sollte ich tun? Merken Sie sich's: hier rechts in dem alten Schreibpult finden Sie den Knopf. Sie müssen die zweite Schublade aufziehen — ganz und gar aufziehen. Er ist nicht sichtbar. Föhlen Sie nur gut zu. Er ist ganz rechts. Drücken Sie sanft. Nicht so heftig. Wie lange mußt Sie hungern, ehe Sie das richtige Maß für den Türhebel fanden.“

„Ich bin in der Tat sehr hungrig“, seufzte Brigitte.

„Sie werden sich noch Ihr ganzes Leben satt essen können“, antwortete das Männchen übelläunisch. „Und nun vergessen Sie nicht — rechts im Schreibtisch die zweite Schublade — ganz herausziehen — sanft drücken! — Ich höre sie schon! Haben Sie keine Furcht. Ihnen kann sie nichts tun. Ich aber bin selber tot — und wir leben in der gleichen Dimension. Oh — in der Tat, sie kommt.“

Und im gleichen Augenblick sah die erstaunte Brigitte durch den gleichen Spalt, durch den sie sich selbst hereingezwängt, eine höchst eigenartige Erscheinung stürmen.

Eine Dame in unausdenkbar unmoderner Tracht — nie hatte Brigitte Ähnliches erblickt —, mit grauen, hängenden Locken, spitziger Nase und breitem, hakverzerrtem Mund. Sie griff mit knochigen Händen nach dem Herrchen, das förmlich zusammenschrumpfte und sich regelrecht verflüchtigte. Drohend blickte die Dame auf Brigitte.

„Albernes Ding, du!“ fauchte sie zu ihr hinüber. „Was hast du hier zu suchen? Mach' nur, daß du fort.“

kommt — und glaube kein Wort von dem, was er sagt . . . Er ist ja kaum erst mal gestorben und tut sich schon wer weiß wie schlau. Ja, diese Jungen . . .“

„Oh, Madame, darf ich um Ihren Namen bitten?“ rief Brigitte, der das flatterige Ding viel Spaß machte.

„Ich bin die Prinzessin Sibylle von Arles, die einzige, die diesen Raum jemals bewohnt hat. Er enthält das Werk meines Lebens.“

„Hoffentlich war es ein Werk der Liebe!“ sagte Brigitte sanft.

Da lachte die andere schrill auf.

„Sieh einer — dies Affending . . .“

Es war das letzte, was Brigitte von ihr hörte, denn nun erwachte sie wirklich — es war helllichter Tag und durch das kleine Fenster fiel ein schmaler, aber leuchtender Sonnenstrahl. Auf dem Fußboden — gerade da, wo er spielte, lag eine tote Nachtkeule, die einen dünnen Spinnweb unter ihren weichen, weiten Flügeln verbarg.

Brigitte erinnerte sich ihres Traumes mit solch klarer Deutlichkeit, daß sie einen Augenblick ihre wunderliche Lage darüber vergaß. Sie erhob sich. Zu ihrem Erstaunen bemerkte sie, daß sie den nagenden Hunger viel weniger spürte als gestern. Und doch begann heute der dritte Tag, an dem sie ohne Nahrung war.

„Es kommt, weil ich geschlafen habe — weich und bequem gelegen“, dachte sie. Sie wußte nicht, daß vielmehr das weitere Stadium der Nahrungslosigkeit bei ihr begann — das, in dem man sich leicht, frei, angelegt und selbstsam beschwingt fühlt und fast meint, ohne Speise auskommen zu können . . . bis dann der Zusammenbruch der Kräfte von neuem und stärker — endlich verheerend — bemerkbar wird.

Zwar schwindelte ihr leicht, als sie nun auf ihren Füßen stand. Aber sie machte gewohnheitsmäßig ein paar gymnastische Übungen, wodurch ihr tatsächlich momentan wohler zumute wurde. Dann tat sie die wenigen Schritte zu dem altmodischen Sekretär und versuchte, ihn zu öffnen. Es ließ sich ohne Schwierigkeiten machen. Anscheinend war er niemals abgeschossen gewesen — ja, ein Schloß war überhaupt gar nicht vorhanden. Ziel die verdeckende Platte herunter, einen schmalen Tisch bildend, so enthüllte sich eine Reihe niedriger Schubladen, an jeder Seite vier; zwischen ihnen war ein Raum, dessen Hintergrund ein verbläuter Spiegel bedeckte, in dem Brigitte erschreckt ihr eigenes, nur wenig verändertes Antlitz erblickte. Allerdings, da das Quecksilber hinter dem Glase abgeblättert zu sein schien, selbstam fragmentarisch.

„Nun, ich scheine für Gefangenschaft und Hunger vorherbestimmt“, sagte sie sich mit Galgenhumor. „Sie bekommen mir ja ausgezeichnet — und diese Blässe — oder liegt das nur am Spiegel? — steht mir famos. Ich sehe richtig interessant aus!“

Dann aber zog sie die Schubladen auf — eine nach der anderen. Zuerst die, die sich rechts befanden. Sie entdeckte überraschend eine Menge seltsamen, fremden, unbekannten Kleinkrams, wie er zu den Bedürfnissen einer Dame vergangener Zeiten gepaßt haben mochte. Was ihr besonders auffiel, war die nach ihren Begriffen unnötige und unpraktische Größe der Gegenstände: Schuhknöpfe aus Silber, Handschuhweiter, ein Stopfpilz — Nähgerät, Knäule verschiedenartigen Garnes — Haarkämme, Haarnadeln! Aber auch Briefpapier, zu rechtgeschchnittene Gänsefedern — Tintenfässer — nota bene mit demselben Wappen, das ihr umstrittenes Medaillon zeigte! All dies, und noch manches mehr, fand sie — sich selbst vergessend, voller Interesse stöbernd, in den Schubladen. Ein Eisenbeinsäcker mit wundervollen Edelsteinintarsien erregte ihre ganze Bewunderung; auch er war unverhältnismäßig groß.

Sie suchte nun mit aller gebotenen Sorgfalt nach dem Geheimfach, das ihr das spinnebüre Männchen im Traum verraten.

Sie erwartete nicht, es zu finden.

Sie fand es auch nicht.

Weder ein Knopf irgendeiner Form und Art — noch irgendeine Erhöhung oder Vertiefung gaben Anhalt und Fingerzeig, wo es sich befände.

„Es wäre ja auch Spuk und entschieden vierdimensional, wenn das stimmen sollte“, lächelte sie über ihren eigenen Eifer. „Nun will ich vor allem erst einmal versuchen, mich bemerkbar zu machen. Ohne Zweifel ist Henry jetzt wieder zurückgekommen — und sie werden sich schon um mich kümmern. Gut, daß Vater dies wenigstens nicht weiß.“

„Der Turm“, überlegte sie nun vernünftig, indem sie sich wieder auf das Ruhebett warf — komisch, wie das hübsche Kramen sie ermüdet hatte — „geht in den Park hinaus — und zwar: auf den Teich zu. Dort hin kommen selten Leute. Aber sie werden ja jetzt überall nach mir suchen. Rufen hat wenig Zweck. Wer weiß, ob meine Stimme so weit schallt — denn hoch genug ist der Turm! Der Garten senkt sich dem Teich zu — und man hat einen mächtigen Unterbau geschaffen. Ich erinnere mich sehr wohl. Er besteht aus dicken Quadern dieses rötlichen Granits, aus dem die Felsen hier in der Gegend sich zusammensetzen. Rufen würde mich auch viel zu sehr ermatten. Und wie lange muß ich hier vielleicht noch warten. Es gilt, Kraft zu sparen. Also gebe ich ein optisches Zeichen. Aber wie?“

Zuerst würde es nötig sein, die Fensterscheibe dieses kleinen, hochgelegenen, engbrüstigen Lichtloches zu zertrümmern — und dann?

Das Kleid war schlecht zu entbehren.

Sie ließ ihre Wahl auf die langen, hellgrauen Seidenstrümpfe fallen, die sie trug. Sie würde sie aneinanderknoten und so eine stattliche Fahne zustande bringen. Ein Haken, sie daran zu befestigen, würde sich schon finden — wahrscheinlich schon durch das Zerbrechen des Glases.

Brigitte sah sich nach einem Gegenstand um, den sie ins Fenster schleudern könne. Sie nahm den resoluten Handschuhweiter der Dame, die vor ihr dies Kabinett innegehabt und die sie ein wenig zu kennen die Ehre hatte.

Sie warf mit aller ihr zu Gebote stehenden Kraft — und klirrend fiel das Glas nieder.

Brigitte prüfte den Tisch auf seine Festigkeit. Dann nahm sie ein winziges Taburett, das neben dem Gueridon stand, hob es auf die Tischplatte, schob die Papiere beiseite und kletterte — nicht ohne Schwindel — auf das so geschaffene Türmchen. Die Strümpfe flatterten wenige Augenblicke lustig in dem noch frischen, anregenden Morgenwind — und Brigitte atmete tief die gute, unverbrauchte Luft, die durch das zerbrochene Fenster hereinströmte.

Sie reckte sich ein wenig — und bemerkte, daß sie den Park ein winziges Stückchen übersehen konnte.

Das Glück schien ihr endlich hold zu sein.

Auf den hier einsamen Wegen wandelte jemand.

Hoch, hager und in Gedanken vertieft: Misses Stable.

Nur sie konnte es sein. Wer auf Monplaisir war sonst so grau — so statig — so unberührt von der ihn umgebenden Lieblichkeit?

Auf der Einsamkeit dieser entlegenen Parkwege kostete Misses Stable mit vollem Genuß das Gefühl der ungerecht Geschmähten aus. Oh, man sagte ihr ja nichts. Aber man sah sie an — vorwurfsvoll, fragend, selbst gereizt . . . Als ob sie imstande wäre, diese modernen, wilden, undisziplinierten Mädchen mit kurzen Kleidern, Bubiköpfen und Sportmanieren (vom Unterzeug ganz zu schweigen!) zu überwachen.

Komisch genug ihre Anwesenheit auf Monplaisir überhaupt; irgendwas stimmte da nicht, trotz der Weisung ihrer greisen Herrin, alles allright zu finden! Wo auch immer sie hineingeraten sein mochte — sie, Auguste Stable — wusch ihre Hände in Unschuld — sie hatte nichts veräußert, was wahrhaft ihre Pflicht war.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Samenkorn.

Und einmal bin ich frei und wachse groß,
Und werde meine Wurzelarme strecken,
Und meine Krone in den Himmel reden,
Und wiegen mich aus meiner Erde Schoß.
Und werde draußen mit des Sturmes Tönen,
Und still sein wie das Flüstern einer Liebe,
Und demutsvoll, daß mir der Glaube bleibe,
Und werde Menschen mit der Welt versöhnen.
Und werde meine grenzenlose Kraft
Hingeben nur den allergrößten Dingen.
Und werde flammend sein und selig singen
Von einer ungeheuren Schöpferkraft.

Gabriele Baur.

Der erste Abschied.

Von Waldemar Bonsels.

Es sind selten die großen Ereignisse, die unser Gemüt in Aufruhr oder Stille führen, sondern etwas ganz anderes, das ich die Ahnung vom Wesen des Lebendigen nennen möchte, den kaum spürbaren Abglanz jener Beschaffenheit des Menschenwesens, aus dem alle Schicksale geboren werden. Vielleicht auf eine ähnliche Art geboren werden, wie schon im ersten Blick zweier liebender Menschen der erste Herzschlag eines neuen Lebens schimmert. An jener Ahnung entzündet sich unsere eigenste Hoffnung, von ungewisser Erwartung bis zum brennenden Heimweh geführt, von der Unschuld zur Tat, und zuletzt vom langsamen Erwachen, über die rasche Jugend dahin, bis zur großen Einsicht, welche nur denen erpart bleibt, die ihre Augen mitten im Glanz ihrer Jugend im Tode schließen.

Zu diesen Letzten gehört der eine dieser Zwei, von denen ich erzähle, vom späteren Ergehen des anderen weiß ich so wenig, wie vom Geschick des Lesers, der vielleicht flüchtig seine Augen durch diese Zeilen gleiten läßt, um ihren Inhalt in der Unruhe des Lebens wieder zu vergessen. Beides waren Kinder, nicht einmal ihren Namen kenne ich, es waren zwei Knaben von etwa zwei und vier Jahren, und ich beobachtete ihre Tagesstunden in der Sommerhitze von einem grünen Versteck des Nachbargartens aus, in einer glücklichen Geborgenheit des Beschauens. Das Glück eines solchen Postens ist ein wenig indiskret, und man würde sich nicht allein rechtlos, sondern auch wie ein ungeschwieger Gast am Tisch des Lebens vorkommen, wenn nicht die Anbacht solch tatlose Einmischung zu einer neidlosen Erkenntnis des Schönen umgestalten könnte.

Jeden Morgen brachte ein älteres Dienstmädchen, zugleich mütterlich und gutmütig, die beiden Knaben in den Garten und setzte sie auf eine große Decke auf den Rasenplatz unter vier Ahornbäumen. Sie schlüpfte aus einem Korb die Trümmer einiger bis zur Unkenntlichkeit heimgesuchter Spielsachen neben den Kleinsten von ihnen, der in der Regel vorzog, sich zunächst niederzulegen, und entfernte sich meist bis zum Mittag.

Nun begann für meine beiden Nachbarn das große Leben. Ich weiß erst seit ihrem Glück um nichts, wie viel Unnütziges wir Großen nötig haben. Der kleine bevorzugte deutlich den gebrochenen Kopf eines hölzernen Hahnes, den Schwengel einer Spielboje, deren Seele längst bis zur Lautlosigkeit durchforscht war, und einen braunen Gardinenring von der Größe eines Armbandes. Um diese drei Wunder menschlicher Erfindungsgabe gruppierte sich sein Glück. Er genoß ihre Herrlichkeit mit allen Sinnen, er betastete sie, ergöhte sich am Klang, den sie gaben, wenn man sie aneinander schlug, und veräumte nie, sie zuletzt auch zu kosten. Jedenfalls war er in allem, was den Morgen hindurch geschah, derjenige, auf den es ankam. Sein älterer Bruder, der zweifellos, auch abgesehen von seinem Alter, der Stärkere und Gesundere war, schien seine ganze junge Existenz in den Dienst des Bruders gestellt zu haben. Er diente ihm mit einer Hingabe und Geduld, deren Ernst mich tief entzückte, es schien fast, als trachtete er ihm die Eltern zu ersetzen, die ich erst später gesehen habe. Wahrscheinlich befanden sie sich auf einer Sommerreise.

Wer Kinder beobachtet hat, weiß, daß es in der Regel zwischen ihnen umgekehrt zu sein pflegt, um so mehr fesselte mich die liebevolle Umsicht des älteren Knaben, in der er über seinen Bruder wachte. Er schien von der Natur ein wenig benachteiligt gegen den jüngeren, der in seinem hellgoldenen Blondkopf mit der überzarten Gesichtsfarbe wie ein unirdischer Erdengast, einem kleinen Engel vergleichbar, eine unerkannte Demut im Herzen des Bruders auszulösen schien. Das mochte diesen für seine vier Jahre ungewöhnlich besonnen gemacht haben; ein wenig dorb und nicht eben schön, wie er war, strich er oft sein tauhes Haar aus der Kinderstirn und schien zu überlegen, was wohl der Bruder meinte, der es mit der Sprache durchaus nicht genau nahm. Dann mußte man achthaben und das Unverständliche erraten, aber trotzdem ließ es sich nicht vermeiden, daß das Bruderversein bis-

weilen alle Lebenslust in einem weltvergessenen Geschrei aufgab. Schließlich verliert selbst ein Hahnenkopf vorübergehend seinen Reiz.

Die Ratlosigkeit des anderen solchen Schmerz gegenüber war bewegend, er konnte nicht trösten. Er mochte längst die Ratlosigkeit seines Eifers eingesehen haben, so blieb ihm nichts übrig, als das Leid des Bruders zu teilen, und er weinte schließlich auf seine Art mit, aber ohne sich dabei vorzudrängen.

Als ich nach einer Abwesenheit von einigen Wochen aus der nahen Hauptstadt zurückkehrte, erfuhr ich, daß der jüngere meiner nachbarlichen Freunde gestorben sei. Er war plötzlich und unerwartet einer heimtückischen Krankheit erlegen.

Am nächsten Morgen, als ich meine Holunderlaube am Baum bezogen hatte, sah ich nach einer Weile das ältliche mütterliche Dienstmädchen den älteren der beiden Knaben an der Hand auf den gewohnten Spielplatz führen, sie stellte sogar den Korb mit den gewohnten Spielsachen neben ihn auf die große Decke, es mochte beides aber mehr in der Verstärkung ihrer Trauer und in unbedachter Gewöhnung geschehen, als eben mit Überlegung. Man ist ja so sehr davon überzeugt, daß ein Kind noch nicht befähigt ist, einen Abschieds Schmerz im Bewußtsein zu durchleben, daß man sich seiner zumeist nur in gebantenlosem Bedauern annimmt.

Der Zurückgebliebene der Zwei erwachte auch nicht den Anschein, als sei er betrübt. Merkwürdig, von allen, die ich sah, die Eltern waren nun auch zurückgekehrt, schien nur er den Bruder nicht zu vermissen, denn ich habe ihn weder weinen noch klagen sehen, noch stellte er irgendeine Frage, wenn die Mägde bisweilen vom toten Brüderrchen sprachen. Er sah mit großen Augen die Tränen an und schwieg.

Da sah ich an einem Morgen, an dem das Mädchen sich entfernt hatte, wie das Kind die Spielsachen seines Bruders nacheinander zur Hand nahm und betrachtete, den Hahnenkopf, den braunen Ring und den Schwengel der Spielboje. Mit gesenkten Blicken und wohl in dem, was man bei einem Kinde Nachdenklichkeit nennen könnte, versuchte es mit diesen Dingen etwas anzufangen, und darüber muß ihm wohl in den Sinn gekommen sein, daß ihn niemand mehr brauchte. Er sah langsam auf, und sein Blick verlor sich in der Weite.

Diesen Blick habe ich nie vergessen können, und er ist mir im Leben unter Menschen überall wieder begegnet, und mehr als in ihm lag, habe ich in keinem Schmerz gefunden. Damals mußte ich die Dinge meines eigenen Lebens überdenken und ihren Wert, und mir war zumute, wie meinem kleinen Nachbarn, ich fühlte plötzlich, daß alle Güter und Gaben des Daseins unserem Herzen bedeutungslos werden, wenn wir niemand haben, der sie braucht.

Kino im Walde.

Von André Baron Foeldersam.

Neun Tage leben wir schon auf dem Geisterberg, Sepp, Rita, unser Airedale, und ich. Abends liegen wir am Feuer vor unserer Hütte und schwachen. Über uns ist der klare Herbsthimmel voll Sterne.

Wir wideln uns noch fester in unsere Decken. Verflucht kalt sind diese Herbstnächte. Rita liegt, eine lebende Wärmflasche, auf meinen Füßen und knurrt im Traum. Sepp spricht noch lange, dann verstummt er allmählich. Das Feuer ist erloschen. Sternschnuppen fallen. Ich vertriebe mich mit dem Kopf unter die Decke und schlafe ein.

Ich erwache morgens, weil mein Gesicht etwas Feuchtkaltes streift. Vor mir steht Rita mit taufrischem blondem Bart, wedelt mit dem Schwanz, verbeugt sich, dehnt sich und macht ihre Morgengymnastik. Dabei fuchtelst sie vor meiner Nase mit etwas Rotem umher. Legt mir einen zerknitterten roten Zettel aufs Kopfkissen aus Stroh. Und sieht mich stolz und erwartungsvoll an: was ich dazu sagen werde.

Gedruckt gibt es bei uns auf dem Berge nicht. Ich habe längst vergessen, wie eine Zeitung aussieht. So gut es geht, versuche ich den Zettel zu glätten und lese:

Achtung! Achtung! Achtung!
Die echten Bajaderenlichtspiele.

Neu eröffnet. Drei Minuten von der Eulentippe.
Treffpunkt der modernen Elitewelt. Belehnend, ergreifend, moralisch stärkend für alt und jung.

Die Sterne, die begehrt man nicht,

oder:

Im Feuerzauber der Leidenschaft.

Gewaltiges Sittenbild in vierzehn Akten.

Ferner:

Die Gaunerlady

und das tolle Beiprogramm. Modernes verstärktes Orchester.
Kino im Walde! Ich kann es nicht recht glauben und bitte Rita, mir zu erzählen, wo sie den Zettel her hat. Aber

Rita wedelt nur geheimnisvoll mit dem Schwanz und zeigt lächelnd ihre Zähne.

Es ist noch früh. Zwischen Tannen und Fichten guckt der Hagenberg auf unsere Wiese. Im Herbsthimmel schwimmen kleine rote Wolken. Neben mir, im Stroh, träumt Sepp.

— Sepp, — sage ich, Sepp, — und suchte mit dem roten Zettel vor seiner Nase, — hast du Lust, ins Kino zu gehen? — Zuerst glaubt Sepp natürlich kein Wort, als er aber den Zettel selbst durchstudiert hat, springt er auf und vollführt mit Rita einen Indianertanz. Rita bestet dazu ein Kriegslied.

So beschließen wir, heute nachmittag alle drei ins Kino zu gehen. Man muß doch schließlich etwas für seine Bildung tun. Rita ist schon acht Monate alt und ist noch nie im Kino gewesen. — Am Nachmittag wird große Toilette gemacht: ich frisiere Ritas honigblonden Bart und lege ihr das kirchrote Halsband um. Sepp kniet am Rand des Baldbachs und zieht vor dem Wasserspiegel seinen Scheitel; einen Spiegel besitzen wir nicht.

Dann ziehen wir los. Im Dorf erregt unser Aufzug Aufsehen. Sepp und ich in schmuckigen Trainingsanzügen und Rita mit einer roten Blume hinter dem Ohr. Die Menge bildet ehrsüchtig voll Spalier. Ritas bärziges Antlitz wird bestaunt. Der Menschenaffe! — flüstert das Volk. Vor dem Kino steht die Kinokönigin: Besizerin, Anleiterin, Plakatanzeigerin und verstärktes Orchester in einer Person. Sie begrüßt uns mit einem Hohnlächeln. Rührt ihr Pince-nez zu recht und erkundigt sich bei mir, ob Rita schon früher Kinos besucht habe und ob sie durch spontane laute Beifallsäußerungen die künstlerische Darbietung nicht unterbrechen werde. Worauf ich die Kinokönigin nur empört ansehe.

Ich kaufe Billets für uns alle drei. Es versteht sich von selbst, daß Rita ihren eigenen Platz haben muß. Wir nehmen in der Ehrenloge Platz: sechs Veteranen von Rückenstühlen, umgürtet von einer Schnur. Das gewöhnliche Publikum sitzt auf Bänken. Die Kinokönigin ist in den Orchesterraum gestellt und empfängt uns mit einem Marsch auf einem Gramophon. Rechts von mir Rita und links Sepp sitzen andächtig da. Es wird dunkel. In der Wochenschau werden Samojedenhunde gezeigt und Rita kann sich nicht enthalten, Beifall zu knurren. Beim Liebesdrama wendet sie sich ab und versteckt ihren Kopf in meinem Schoß. Nach jedem Akt, oder wenn der Film reißt, wird es hell. Die Kinokönigin beugt ihre Ehrenkränze aus einer Spritze, wie sie Blumenfrauen für ihre Blumen gebrauchen, mit Wohlgerüchen. Rita muß ein dutzendmal niesen und Sepp, der Boxer, erbleicht. Noch eine Woche später duften wir nach den Bajaderenlichtspielen.

Und wieder wird es dunkel. Rita schläft auf meinem Schoß und alles ist in bester Ordnung, wenn Rita nicht aufgewacht wäre.

Sie wacht auf, kragt sich hinter dem Ohr, gähnt, blüht uninteressiert auf die Leinwand und hat die beste Absicht, weiterzuträumen, als in diesem Augenblick ein Tiger auf der Leinwand erscheint.

Rita ist zum erstenmal im Leben im Kino und so kann man es ihr nicht übelnehmen, daß sie einen Tiger nicht von einer Kage unterscheiden kann. Zuerst knurrt sie, und ehe ich begreife, worum es sich handelt, stürzt sie bellend und zähnefleischend, über Bänke und Menschen, auf die Leinwand zu. Da hilft kein Rufen.

Es entsteht etwas Unbeschreibliches: die Musik verstummt. Menschen springen auf, drängen zum Ausgang. Ein jeder hat Ritas Jagdinstinkt anders aufgefaßt, jeder flüchtet vor dem, wovor er am meisten Angst hat. Man schreit: Ein Löwe! Ein toller Hund! Es brennt! Räuber! Diebe! Hilfe!

Plötzlich ist es hell. Rita, der die Kage vor der Nase verschwunden ist, kehrt reumütig zurück. Die Aufregung legt sich, das Publikum schimpft. Ich halte Rita eine Strafpredigt, sie hört gelangweilt zu. Aus dem Orchesterraum tritt die Kinokönigin hervor, tritt wie eine drohende Göttin auf uns zu und zeigt mit dem Daumen unzweideutig nach dem Ausgang. Wir verlassen die Ehrenloge. Sepp deckt den Rückzug.

Draußen ist es still und kalt. Der Himmel ist voll Sterne. Wir begeben uns nach Hause, auf unseren Berg, nichts rührt sich im Walde. Nur die Äste knacken unter den Füßen. Die Eichhörnchen schlafen, auch unsere Freundin, die Salamanderdame.

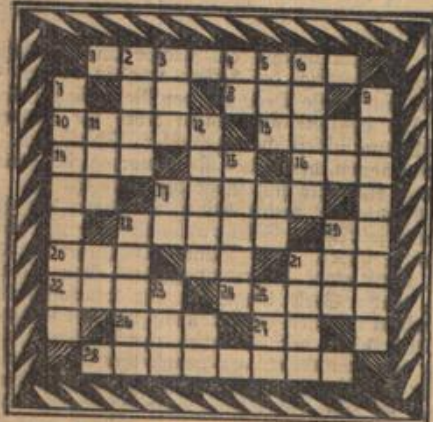
Über unserer Hütte steht der Sirius. Wir baden noch schnell Kartoffeln in der Asche, dann wickeln wir uns in unsere Decken, liegen am Feuer und schwärmen. Rita liegt am Feuer und träumt von der großen Kage, die diesmal ihren Zähnen entging. Wir beschließen, keinen Versuch mehr zu unternehmen, sie in die große Welt zu führen, ehe sie erwachsen ist.

Hund und Kage.

Von Anna Comoll.

Vor vielen Jahren spielte sich folgende Tragödie auf einem Bauernhofe der Provinz Hannover ab. Hofhund und Kage lebten in inniger Freundschaft. Sie waren zusammen aufgewachsen und so unzertrennlich, daß, wenn man den Hund rief, die Kage mittam und umgelehrt, wurde die Kage gerufen, kam der Hund mit. Sie fraßen beide aus einem Napf und spielten zusammen; ja die Kage verschmähte es nicht, oftmals des Nachts in die Hütte des Hundes zu gehen und an seiner treuen Brust zu schlafen. Soweit ging alles gut, nichts trübte diese Freundschaft, bis eines Tages eine Verwandte aus einem andern Dorfe zu Besuch kam und großen Gefallen an dem Hunde fand. Nun ging ein Feilschen um den Hund los, die Verwandte wollte sehr gerne den Hund mitnehmen; jedoch am meisten widersehte sich die Bäuerin und es kam zu keiner Einigung. Schon glaubte man, die Verwandte habe ihren Wunsch, den Hund zu besitzen, fallen gelassen, aber dem war nicht so. Als der Tag der Abreise gekommen war, ging der Handel um den Hund von neuem los; nun einigte man sich schweren Herzens dahin, daß die Verwandte mit dem Hund auch zugleich die Kage mitnehmen mußte, damit der Hund sich besser gewöhnen sollte. Die Kage wurde in einen Korb gepackt und der Hund ins Abteil. Der Eisenbahnzug durchheulte mehrere Dörfer, bis er zuletzt über eine Brücke den Strom überquerte; denn das Heimatdorf der Verwandten lag am jenseitigen Ufer. Der Hund hatte sich wohl vom Zuge aus die Straße gut gemerkt; denn nun geschah das Unglaubliche, nach 8 Tagen kamen vollständig durchnäßt Hund und Kage wieder auf der heimatischen Scholle an, der Hund hatte mit der Kage im Mause die Wiese durchschwommen. Der Hund legte sich sofort in seine Hütte; während die Kage sich auf dem alten Hof bald wieder heimisch fühlte, verweigerte der Hund jede Nahrung und verließ die Hütte nicht mehr. Zeigte sich der Bauer vor der Hütte, so sah er ihn unverwandt mit tieftraurigen Augen an als wollte er sagen: Sieh, das hast du mir getan. Da man nun ernstlich fürchtete, daß Tollwut bei dem Hunde ausbrechen konnte, so machte eines Tages eine Kugel dem treuen Hundeleben ein Ende.

Kreuzworträtsel.



Waagrecht: 1. Europäischer Staat. 8. Teil des Auges. 10. Kleidungsmaterial. 13. Baum. 14. Hauseingang. 16. Gebirgsschlucht. 17. Schlechtigkeit. 18. Geistl. Gewand. 20. Schlechte Zeit. 21. Gutschein. 22. Männlicher Vorname. 24. Teil des Baumes. 26. Bündnis. 27. Fürwort. 28. Gebirgsland in Vorderasien. — Senkrecht: 2. Teil der Kirche. 3. Stadt in Oberfranken. 4. Spanischer Artikel. 5. Artikel. 6. Verordnung. 7. Gefehter. 9. Garstoffe. 11. Erdart. 12. Europäer. 15. Großstadtplage. 18. Schlange. 19. Geruch. 21. Verwandte. 23. Ehemaliger Pfarrer. 25. Rumänische Münze.

Auflösung des Raben-Mosaikrätsels in Nr. 259: 1. Darm. 2. Erna. 3. Ader. 4. Lieb. 5. Seni. 6. Eton. 7. Rest. 8. Kage. 9. Elfe. 10. Null. 11. Drau. 12. Ober. 13. Sieb. 14. Pohn. 15. Arno. 16. Emil. 17. Edam. 18. Herz. 19. Note. 20. Imme. 21. Adam. 22. Hund. 23. Rand. 24. Riga. 25. Toni. 26. Appl. 27. Nag. 28. Aja. 29. Auf. 30. Grau.